二

Zweihundert Jahre nach Heinrich Heines «Harzreise» macht sich Steffen Kopetzky, dessen Route folgend, auf durch eine faszinierende deutsche Seelenlandschaft: Im Harz spiegelt sich unser Land – er ist poetischer Märchenort und Brennpunkt der Klimakrise, offenbart historischen Reichtum, Strukturwandel und Armut, war geteilt zwischen Ost und West.

Jener Streifen, der einst die Grenze war, ist heute als «Grünes Band» einer der erfreulichsten Krafträume der Natur. Kopetzky stößt auf Erinnerungsorte unseres Landes, von Hexentanzplätzen am mythenumwobenen Brocken bis zu legendären Abhörstationen. Und entdeckt seine riesigen Potenziale. Er macht berührend menschliche Erfahrungen, sieht aber auch die Realität einer verunsicherten Gesellschaft, in der das «Deutschtum» neue Blüten treibt.

Mit dem Echolot des geschichtsbewussten Autors und der Offenheit des Wanderers erkundet Kopetzky nicht nur das so unbekannte eigene Land, sondern auch jenes Lebensgefühl, für das der Harz seit Heines Zeiten steht, eines Sehnsuchtsortes der Freiheit und der seelischen Erneuerung. Ein überraschendes, lebendig erzähltes Reiseabenteuer – und eine Deutschlanderkundung der besonderen Art.

Steffen Kopetzky, geboren 1971, ist Autor von Romanen, Hörspielen und Reisereportagen. Sein Roman *Monschau* war ein großer Publikumserfolg, ebenso wie *Risiko,* der für den Deutschen Buchpreis nominiert war. Zuletzt erschien der Roman *Atom* (2025). 2024 wurde Steffen Kopetzky mit dem Literaturpreis der Stahlstiftung Eisenhüttenstadt geehrt. Er lebt mit seiner Familie in seiner Heimatstadt Pfaffenhofen an der Ilm.

STEFFEN KOPETZKY

DIE HARZREISE

Eine Deutschlanderkundung

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Frankfurt am Main, Leipzig, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung des Rowohlt · Berlin Verlags, Berlin

Copyright © 2026 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin

Die Büchergilde verbietet, das Werk (Text und Illustrationen) in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren. Sie behält sich zudem das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlags untersagt ist.

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2026

Einbandgestaltung: Katja Holst, Frankfurt am Main
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Einbandpapier: peyer cover gmbh, Leonberg
Vorsatzpapier: Gebr. Schabert GmbH & Co. KG, Strullendorf
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7770-4

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Haus des Buches,
Braubachstr. 16, 60311 Frankfurt am Main, Deutschland
produktsicherheit@buechergilde.de

buechergilde.de

FÜR MEINE MUTTER ROSI

Das ist schön bei uns Deutschen;
keiner ist so verrückt, dass er nicht
einen noch Verrückteren fände,
der ihn versteht.

HEINRICH HEINE,
Die Harzreise, 1826

1. KAPITEL

NACH NORDEN GEHT ES SICH GUT

Göttingen – Northeim (23 Kilometer)

Das berühmteste Wanderbuch der deutschen Literatur, Heinrich Heines *Harzreise*, erschienen 1826, liest sich auch heute noch so munter, poetisch und interessant, dass ich neugierig wurde, zweihundert Jahre danach auf Heines Spuren gleichfalls durch dieses im Herzen Deutschlands liegende, sich über drei Bundesländer erstreckende Mittelgebirge zu wandern und aufzuschreiben, welchen Menschen ich begegnen und was ich überhaupt erleben würde. Das ganze Land hier wie unter dem Brennglas zu betrachten.

Was wusste ich bis zum Antritt meiner Wanderung wirklich vom Harz? Nicht viel, wenn ich ehrlich bin. Ein wenig vom Brocken durch Goethes *Faust*. Von der Raketenfabrik der Nazis samt dem Lager Mittelbau-Dora in Nordhausen. Aber vom Harz heutzutage? Vom Borkenkäfer hört man. Von Finanznöten des Bundeslandes Sachsen-Anhalt. Goslar kannte ich als beeindruckende alte Kaiserstadt. «Clausthaler Alkoholfrei» hingegen war eine seit meiner Kindheit positiv besetzte, zur Abwechslung moderne Marke, und ich war sehr überrascht, dass meine Wanderroute nach Heinrich Heine mich unter anderem durch das mythisch schimmernde Clausthal führen würde.

Schließlich bin ich aufgebrochen in der Hoffnung, wie seinerzeit Heine einen Schatz zeitgenössischer Erfah-

rungen sammeln und vom Harz und den Menschen, von Deutschland heute erzählen zu können. Ohne jemals zuvor eine Reise zu Fuß unternommen zu haben, mit einem handlichen Wanderführer und einem auf die Schnelle gepackten Rucksack ging es los. Die erste Station: Göttingen.

Seit der Entwicklung aus kleinen Regionalbahnen, die sich die jeweiligen souveränen deutschen Staaten leisteten, bis hin zur ersten Reichsbahn und jener Version, die wir heute unsere *Deutsche Bahn AG* nennen, hat sich Göttingen zu einer der am besten zu erreichenden Städte im gesamten Netz gemausert. Ganz gleich ob aus Hamburg, Berlin, Leipzig, Frankfurt oder München – von überallher kann man Göttingen bequem in vier Stunden erreichen, Pünktlichkeit vorausgesetzt. Wer der Route folgen will, die Heine vor genau zweihundert Jahren gelaufen ist, für den könnte es also in Deutschland keinen günstigeren Ausgangsbahnhof geben als jene schon dreißig Jahre nach Heines Wanderung im Rundbogenstil errichtete mittelgroße Station, die einstmals zur «Hannöver'schen Südbahn» gehörte.

Die letzten Tage war das Wetter unbeständig und regnerisch gewesen, und neben den zahllosen anderen Sorgen, die ich mir vor meiner ersten richtigen Wanderreise machte, drehte sich viel eben genau darum: um das Wandern im Regen.

Die Regenjacke trage ich zusammengerollt auf dem Rucksack geschnürt, aufgebrochen bin ich heute Morgen um sechs am Heimatbahnhof in Bayern allerdings in kurzer Hose und T-Shirt, mit zwei Stöcken und einer Kopfbedeckung, wobei ein Fischerhut-Modell besser als die üb-

liche Kappe, nämlich rundum, vor Sonnenbrand schützt. Neben anderen sparsam bemessenen Utensilien habe ich, einer Empfehlung von Christine Thürmer, der hl. Barbara des Weitwanderns, folgend, auch einen Müllsack dabei, den man sich im Falle heftigen Dauerregens als eine Art Überwurf und Rock zurechtzuppeln und überziehen soll. Trotzdem verdunkeln die Sorgen mein Gemüt wie die Regenwolken der letzten Tage den Himmel, weil ich einfach nicht weiß, was mich erwartet.

Aber dann im ICE sehe ich zu meiner Freude, wie kurz hinter Kassel die dicken grauen Wolken aufbrechen und die liebe Sonne dramatisch über den Bergen im Mündener Land erscheint. Als ich eine halbe Stunde später auf Göttingens Bahnhofsvorplatz trete, ist es kurz vor elf Uhr. Ich blicke in einen weiß-blauen Himmel und spüre ein mildes Lüftchen. Ein kleines meteorologisches Wunder. Fantastisch!

Es ist jede Menge los in der «Stadt, die Wissen schafft», wie ich gerade noch irgendwo am Bahnsteig lesen konnte. Eine junge Frau mit Nasenring, schwarzen, korrekt großlöchrigen Netzstrümpfen, offenen Springerstiefeln, Irokesenschnitt und einer brennenden Selbstgedrehten im Mund kniet auf dem Boden, um ihrem kleinen Sohn die Jacke auszuziehen, der so brav und behütet aussieht wie jedes andere Kindergartenkind und einen niedlichen Schulranzen trägt. Sehr viele Radler, Lastenradtransporteure und auch E-Roller-Fahrer sausen vorüber. Ich überquere den grünen Gürtel des Stadtwalls und bin schon in der Goethe-Allee.

Hier kommt gleich ein gut eingeführtes Hotel, in dem ich einmal nächtigen durfte, ein schönes Traditionshaus, in

dem man auch um elf Uhr abends noch ein frisches Pils gezapft bekommt, wenn man sich unterhalten möchte. Sein roter Teppich reicht einladend bis auf die Straße, und ich gehe leicht wehmütig vorüber. Heute kein Aufenthalt. Nicht, dass ich die Stadt gut kennen würde, aber ich mag Göttingen sehr.

Da war nicht nur diese Teilnahme an einem chinesisch-deutschen Kongress, zu dem neben etlichen anderen Besuchern wohl fünfhundert chinesische Studierende aus dem ganzen Land in die zur Bibliothek umgebaute Paulinerkirche gekommen waren, um chinesische Dichter und Denker live zu erleben, zwischen denen ich ein wohlgelittener Exot war. In Göttingen las ich auch wenig später aus einem Roman, das fand an einem der wunderbarsten Orte, an denen ich je vorgetragen habe, der Evangelisch-Reformierten Kirche, statt. Ein lichter spätbarocker Kirchenbau, eine Mischung aus Vorlesungssaal und Tempel, in dem sich nur weiße Wände finden, kein einziges Bild, und der zu Heines Zeit schon seit fünfzig Jahren stand. Der in Göttingen wirkende Schweizer Botaniker und Dichter Albrecht von Haller – von ihm stammt das Lehrgedicht *Die Alpen* – spielte eine maßgebliche Rolle bei der Errichtung der Kirche. Ob Heine seine Schriften kannte? Wenn, dann nicht zu gut, denn sie hätten wohl seine üble, ja boshafte Meinung über Göttingen gemildert, die kein gutes Haar an dem von Rindvieh und Studenten wimmelnden Universitätsstädtchen lassen wollte. Wobei, einen Hauch davon kann man heute noch in der *Hafenbar Kadenz* in der Jüdenstraße finden. Dort gibt es den schlechtestgelaunten Barkeeper Niedersachsens, der, wie er mir einmal bei einem spätnächtlichen Besuch erklärte, als verpflichtendes

Grundprinzip pflege, «immer gegen das zu sein», was die Mehrheit gut finde, «grundsätzlich Nein zum Konsens» zu sagen.

Aber an all diese besonderen Orte Göttingens werde ich heute nicht kommen, ich bin nur ein Durchwandernder. Nach der Goethe-Allee, an der sich eben die alteingesessenen Hotels mit Imbissen und Automatencasinos abwechseln, überquere ich den schmalen Leinekanal und komme in die belebte Theaterstraße, wo ein Buchhändler schon auf mich wartet. Er war so nett, mir physische Karten zu besorgen. Die erste nennt sich «Göttingen – Oberes Leinetal» und deckt im Maßstab von eins zu fünfundsiebzigtausend den vor mir liegenden Weg bis Clausthal-Zellerfeld ab. Hier, meint der Meister freundlich, hier oben bei Clausthal sei er selber mal gewandert, bei Buntenbock sei es besonders schön gewesen, da lägen herrliche Teiche, die einen unvergesslichen Anblick böten. Sofort wird Buntenbock für mich neben dem Brocken, der freilich schon nicht mehr auf der Karte zu finden ist, zu einem kleinen Sehnsuchtsort. Wenn ich doch schon da wäre!

Ich falte die Karte so, dass die Segmente der ersten Etappe von Göttingen nach Northeim nach vorne zu liegen kommen, und verstaue sie in der rechten Seitentasche meiner Shorts. Mein Cicerone ist mit auf die Straße getreten und erklärt den Weg, immer die Straße hoch, am Theater vorbei, links halten, Robert-Koch-Straße bis zum Klinikum, dann sei ich schon beinahe in Bovenden, da habe man bald einen schönen Blick auf die Leine. Wir verabschieden uns, er blickt mir nach, wie ich mich zwischen den Menschen hindurchschlängele, die Wanderstecken nah bei mir

haltend, damit ich niemanden belästige. Es schlägt Mittag, als ich an dem sich noch in den Ferien befindenden Deutschen Theater vorbeigehe, auf die Bühlstraße, die später zur besagten Robert-Koch-Straße wird, deren Namenspatron, das nebenbei, ein gebürtiger Clausthaler war.

Heine war damals bald schon auf der Landstraße, wo allerhand Milchmädchen, Huren, Liebespaare, Eseltreiber und studentische Duellanten unter Bäumen und auf den Lichtungen ihren Geschäften nachgingen. Heute ist die Stadt weit ausgedehnt, erst sieht man etliche Einfamilienhäuser mit den für alternativ denkende Akademiker so typischen halb verwilderten Vorgärten, dann das riesige Universitäts-Klinikum, irgendwann Hochhäuser und Einkaufszentren. Aber bald werden die Straßen kleiner. Ich kreuze Bäche, die zwischen den Häusern verlaufen. Da sind teilweise noch alte, in der Barockzeit errichtete Bauernhöfe auszumachen, an einem ist ein Schmuckschild, «Erbaut 1709», zu sehen, daran wird Heine vorbeigekommen sein, ich gehe denselben Weg.

Dann lasse ich Göttingen hinter mir, unweit einer großen Baumallee samt Fahrradweg und jeder Menge Verkehr, mein Weg ist ihm einmal näher, einmal ferner. Ich freue mich schon darauf, dass ich in Bovenden abbiegen und Feldwege nehmen werde. Der Blick aufs Leinetal, das links von mir liegt, ist aber sehr schön. Während ich zum Flecken Bovenden gehe, erinnere ich mich, dass dort zu Heines Zeit das Bordell *Knallhütte* gestanden hatte. Weil er sich ebenda «unkeuschen Verhaltens» schuldig gemacht hatte, wurde der damalige Jurastudent aus seinem Göttinger Studentencorps ausgeschlossen, zumindest lautete so die Begründung. Der Sittlichkeitsvorwurf war wohl nur

ein Vorwand, der wahre Grund für seinen Ausstoß war schlichter Antisemitismus, der nach der für die Juden so befreienden Ära Napoleons wieder überall in den europäischen Gesellschaften zum Vorschein kam.

Ab Bovenden laufe ich einen Feldweg, auch wenn die Straße immer noch zu hören und die Bahnlinie nicht weit ist. Es geht an ausgedehnten Feldern vorbei, auf einem ist der Bauer gerade mit einem riesigen Mähdrescher bei der Ernte. Hellbrauner Nebel, der Staub der vom Weizen getrennten Spreu steht in der Luft. Ich komme grade so dran vorbei, ohne vollständig davon eingestaubt zu werden, es wäre kein Vergnügen für Haut und Nase. Über den abgeernteten Feldern fliegen ganz tief die Schwalben dahin. Weithin gestreckt liegt das Leinetal, von Hügeln begrenzt, darüber der weiß-blaue niedersächsische Himmel. Immer der Leine lang nach Norden, es heißt ja nicht umsonst Northeim, das bedeutet also mit der Sonne im Rücken marschieren, dann kann nichts schiefgehen.

Eine weitere gute Stunde, dann verlasse ich den Weg am Fluss und gehe hoch nach Nörten-Hardenberg, aus dem Heine allerlei Wirtshausschnurren berichtet. Ich wäre jetzt eigentlich, nach drei Stunden Fußmarsch, reif für ebensolche, aber den lustigen Eindruck von Nörten, den Heine verbreitet, kann ich nicht bestätigen. Oder ist doch noch etwas davon spürbar? Auf der Hauptstraße liegt das Bestattungsinstitut Schneckenberger, genau daneben eine Bäckerei, die auf großem Aufsteller Vanilleschnecken anbietet. Sonst gibt es wenig Zeitvertreib: Das *Akropolis* hat zu. Im *Ratskeller* machen die beiden Bedienungen gerade Pause,

man öffnet erst wieder um fünf. Dann sehe ich in der Ferne in einem Park das Schloss der Hardenbergs, vom niedersächsischen Teil des berühmten Adelsgeschlechts, das auch in Berlin seine Spuren hinterlassen hat. Der Dichter Novalis, früher Romantiker und hauptberuflicher Bergbauingenieur, entstammte dieser Familie.

Die Hardenbergs von heute betreiben hier immer noch ihre Schnapsdestille, die sogar offen hätte. Aber zum einen zieht sich der Himmel gerade mächtig dunkel zu, es windet und sieht nach Regen aus, zum anderen bezweifle ich, dass zwei, drei Gläschen von jenem mit einem Wildsauemblem geschmückten Hardenberg-Korn mir für mein heutiges Fortkommen guttun würden. Also gehe ich ohne Erfrischung weiter und trinke nur die zweite meiner beiden kleinen Wasserflaschen leer, wodurch ich nun immerhin etwas weniger zu tragen habe. Nach Northeim ist es noch weit.

Als ungeübter Wanderer, so Stephen Graham in seiner 1926, also genau hundert Jahre nach Heine erschienenen Vagabundenbibel mit dem Titel *Die Kunst des stilvollen Wanderns*, die ich mir unter anderem zur Vorbereitung als Hörbuch während meines üblichen Seilspringtrainings zu Gemüte geführt habe, neige man dazu, sich gleich am ersten oder zweiten Tage zu ruinieren. Man sei sich der Bedingungen, denen man ausgesetzt sein wird, noch nicht bewusst. Die anfängliche Selbstüberschätzung zahle man dann in Klein- und Scheidegeld über die nächsten Wandertage hinweg aus. Das wollte ich mir gesagt sein lassen, und deshalb habe ich entschieden, mir die Heine'sche Wanderstrecke anders einzuteilen.

Der auf Porträts feingliedrig und zart wirkende Mann will am ersten Tage – von Göttingen bis Osterode – bereits vierzig Kilometer gegangen sein! Aber wer wäre ich, dass ich in die Archive hinabstiege, nur um den Ahnherrn eines jeden Schritts, den ich hier unternehme, der Fantasterei zu bezichtigen. Mag er es also auf einmal geschafft haben. Ich kann ihm nicht das Wasser reichen, kämpfe mich schon jetzt auf dem Radweg, auf dem meine Strecke weitergeht, voran. Nebenan brausen die Autos. Nach einer Weile kommt es mir so vor, als ob zwischen Northeim und Göttingen gerade eine Völkerwanderung im Gange wäre. Wieso zieht ihr nicht einfach um, anstatt dauernd hin- und herzufahren, denke ich grimmig. Einmal will ich die Autos zählen, um mich abzulenken, aber das macht keinen Spaß. Es sind einfach zu viele. Stumpfsinnig kommt einem diese Autofahrerei vor, beliebig und den Wert der Bewegung degradierend.

Ich habe geräuschdämpfende Kopfhörer dabei, durch sie erklingt jetzt die fünfte Symphonie von Beethoven, und stelle mir während des packenden, rätselhaften, seit meiner frühen Kindheit wohl tausend Mal gehörten «So klopft-das-Schicksal-an-die-Tür»-Motivs vor, wie schön das Leinetal noch wäre, wenn es diese Straße nicht gäbe. Ich denke aber auch an die Menschen vor zweihundert Jahren – wie mühsam das Leben für die allermeisten war, ohne Auto, Waschmaschine und Heizung. Dennoch brachten sie großartige Literatur und Musik hervor, wie eben die Beethovens, die mich immer noch so fesselt wie vor Jahrzehnten. Mein Bruder Walter hat mir einst, als ich drei Jahre alt war, alle Beethoven-Symphonien auf Kassette in einer Box der Deutschen Grammophon geschenkt. Kara-

jan! Von diesem Zeitpunkt an hörte ich mir die Kassetten jahrelang rauf und runter an, es war meine absolute Lieblingsmusik. Als ich aufs Gymnasium kam, konnte ich alle auswendig vorsingen.

Jetzt aber habe ich gigantisches Glück, dass ich dem Schicksal entgehe, in einen von hinten mit einem Elektro-Moped heranfahrenden Mann zu laufen, der furchtbar knapp an mir vorbeischießt und den ich einfach nicht gehört habe. Ich erschrecke mich sehr, das hätte leicht übel ausgehen können. Also nehme ich die Kopfhörer wieder heraus. Zu gefährlich. Blicke mich auch noch ein paarmal immer wieder um, ob da noch mal jemand Schnelles herannaht.

Ab Sudheim verläuft der Weg mal näher, mal weiter von der Leine entfernt. Die ist hier renaturiert und vielleicht fast so natürlich schön wie vor zweihundert Jahren. Die Sonne steht mir bullig im Rücken. Ich fange langsam an zu humpeln, es tut eigentlich alles an meinem linken Bein weh, aber dieses letzte Stück am Fluss versöhnt mich bald wieder mit dem Gehen.

Entlang des Wegs stehen Eichen und Birnbäume. Die Obstbäume hängen voll wunderbarer Kaiserbirnen, ich probiere natürlich, sie sind noch steinhart, trotzdem ist das Naschen herrlich, vielleicht auch, weil ich dazu stehen bleibe. Passend zu den Gehölzen, fasse ich dann meine letzten Kräfte fürs nächste Ziel zusammen: *Deutsche Eiche*, ich komme, koste es, was es wolle. Bei der Buchung dieses Hotels hatte ich mir Verlässlichkeit gewünscht, nichts zu Teures, an einem Punkt im Ort, den ich gut finden würde. Ich komme schließlich gegen Viertel nach fünf in der Kreisstadt Northeim an, es geht rechts von der Leine ab, durch ein Industriegebiet in die Innenstadt, unter der Eisenbahnbrücke

durch, an Spielotheken und echt auch noch Internetcafés vorbei. Noch einmal eine rote Ampel. Hinter mir Radfahrer, die ich leicht benommen anstrahle: Seht ihr, ich habe es geschafft! Dann ist die *Deutsche Eiche* da. «Gepflegtes Pils. Kegelbahn», steht auf einem Schild. Herrlich. Der am Tresen sitzende Hotelier fragt gelassen, ob ich ein Nichtraucher- oder Raucherzimmer wünsche. Ich wusste gar nicht, dass es Raucherzimmer überhaupt noch gibt. Doch, doch, meint er, die Monteure, die wollen das.

Mit schweren Schritten gehe ich die Treppe hoch, der Flur ist so lang gezogen und eng, dass er ein vorzügliches Szenenbild für eine Kafka-Verfilmung abgeben würde. Das Zimmer dann klein, winziger Schreibtisch, der Teppichboden leicht fleckig, dafür kann man das Fenster aufmachen. Die Dusche bietet augenblicklich heißes, stark prasselndes Wasser. Gott, was bin ich glücklich. Ich habe es geschafft – meine erste Etappe!

Nach einem ausgiebigen Abendessen in einem passablen, von Arabern geführten italienischen Restaurant streife ich mit dem sauberen T-Shirt (das andere habe ich ausgewaschen und an die nachgerüstete Feuerfluchttreppe gehängt, die praktischerweise an meinem Fenster vorbeiführt) und dem Fischerhut angetan durch die Northeimer Innenstadt. Schönes, altes Fachwerk, geheimnisvolle Gassen, alte Kirchen, ein kleiner Park – und beinahe vollkommen ausgestorben. Zwischendurch habe ich das Gefühl, wie durch eine Zeitmaschine in die Vergangenheit katapultiert worden zu sein. Es ist eine herrliche alte Ritterstadt, dies Northeim. Aber, das muss man leider sagen, viele der schönsten Restaurants, Kneipen und auch diverse Laden-

lokale sind geschlossen. Corona, erklärt mir ein Ehepaar, das seinen Hund ausführt. Da hätten viele zugemacht und zu wenige danach wieder auf. Wir leben immer noch gerne hier, sagen sie, aber schade ist es trotzdem.

Ich betrete die Bar des Hotels *Schere* und frage die hörbar aus Osteuropa stammende Bedienung, die sich gerade an einer Zwiebelsuppe gütlich tut, ob ich mich an den Stammtisch setzen dürfe. Ja – die Kellnerin hat ein deutlich vernehmbares Organ –, die Stammtischleute seien schon wieder heimgegangen, seien ja Rentner. Gleich fängt sie an, aufzuzählen, wer alles dazugehört, denke ich mir. Sie ist dann, nachdem sie ihre Suppe gegessen hat, entweder entsetzt oder in ihren Vorurteilen bestätigt, als ich einen Kamillentee bestelle.

Ich breite die Wanderkarte aus, und es ist ein Vergnügen, die gelaufene Strecke auf der Karte noch einmal genau nachzuvollziehen. Gerade die widrigen Abschnitte sind schön, weil man sie hinter sich gelassen hat. Jede Mühsal, jeder Schritt ist, im Blick zurück, von goldenem Flor verziert. Stephen Graham nannte das Wandern eine Lehre des Lebens – und ich verstehe das jetzt. Man müht sich ab, beißt sich durch, und wenn es hinter einem liegt, sieht man, wie schön es eigentlich war, einfach nur, weil man es geschafft hat.

Mir gegenüber sitzt ein älterer Mann mit Halbbrille, gepflegtem weißem Knebelbart und einer gewissen, tweedtragenden Distinktion an einem Notebook, neben sich eine Nachttischlampe. Beim Hereinkommen dachte ich, er sei so etwas wie der Buchhalter des Hauses, aber er ist ein Hotelgast. Als er sein Laptop zuklappt, entspinnt sich eine kurze Unterhaltung zwischen uns. Er schreibt an den Er-